



PROLOG

Hoffnung ist eine Währung, die ich stets bei mir trage. In Form eines amerikanischen Pennys, geschenkt von jemandem, den ich zu lieben gelernt habe. Auf meinem Lebensweg hat es Momente gegeben, in denen dieser Penny und die Hoffnung, für die er stand, sich wie das Einzige anfühlten, was mir die Kraft gab weiterzumachen.

Auf der Suche nach einem besseren Leben kam ich in den Westen, doch Armut, Leid und Gier haben meinen amerikanischen Traum zu einem Alptraum werden lassen. Die vergangenen Jahre waren eine Zeit, in der alles verloren ging: Arbeit. Das Zuhause. Genug zu essen zu haben.

Das Land, das wir liebten, wandte sich gegen uns, und es hat uns alle gebrochen. Sogar die starrköpfigen alten Männer, die sonst immer vom Wetter redeten und sich zu der besten Weizenernte der Saison beglückwünschten. *Hier draußen muss ein Mann für seinen Lebensunterhalt kämpfen*, sagten sie zueinander.

Es waren immer die Männer, um die es ging. Anscheinend dachten sie, zu kochen, zu putzen, Kinder zu gebären und sich um den Gemüsegarten zu kümmern, hätte keinen Wert. Doch auch wir Frauen in den Great Plains arbeiteten von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, schufteten auf Weizenfarmen, bis wir ebenso ausgedörrt und hart waren wie das Land, das wir liebten.

Und an manchen Tagen, wenn ich die Augen schließe, schmecke ich ihn noch immer, den Staub ...



KAPITEL 1 | 1921

*I*n den Jahren der Einsamkeit, die man ihr auferlegt hatte, las Elsa Wolcott Romane, die von Liebe und Abenteuern handelten. Manchmal hielt sie dabei inne und malte sich ein anderes Leben für sich aus. Allein in ihrem Zimmer, umgeben von den Büchern, die zu ihren Freunden geworden waren, wagte sie bisweilen sogar von einer eigenen Liebe, einem eigenen Abenteuer zu träumen, aber oft kam das nicht vor. Immer wieder hieß es in ihrer Familie, die Krankheit, an der sie als Kind gelitten hatte, habe sie anfällig gemacht und erfordere, dass sie ein zurückgezogenes Leben führe. An guten Tagen glaubte sie daran.

An schlechten Tagen, so wie diesem, wusste sie, dass sie in ihrer Familie von jeher als Außenseiterin gegolten hatte. Schon früh hatten sie gespürt, dass es Elsa an etwas mangelte, dass sie nicht zu ihnen passte.

Elsa kannte den Schmerz, der mit dieser fortwährenden Missbilligung einherging, das Gefühl, etwas Namenloses, Unbekanntes zu entbehren. Sie bewältigte das eine wie das andere, indem sie stillhielt, Aufmerksamkeit weder suchte noch verlangte, sondern akzeptierte, dass sie vielleicht geliebt, wohl aber nicht gemocht wurde. Irgendwann war die Kränkung so alltäglich geworden, dass sie ihr kaum noch auffiel. Sie wusste nur, dass sie nichts mit der Krankheit zu tun hatte, die normalerweise als Grund für die Zurückweisung diente.

An diesem Abend war sie allein im Haus und hatte sich im Salon in ihrem Lieblingssessel niedergelassen. Sie schloss das Buch auf ihrem Schoß und dachte über den Inhalt nach. *Zeit der Unschuld*, so lautete der Titel des Romans. Die Geschichte hatte etwas in ihr geweckt, hatte ihr schonungslos vor Augen geführt, wie die Zeit verging.

Am nächsten Tag hatte sie Geburtstag.

Dann wurde sie fünfundzwanzig.

Noch jung, würden die meisten sagen. Ein Alter, in dem Männer selbst gebrannten Gin tranken, rücksichtslos Auto fahren, Ragtime hörten und mit Frauen tanzten, die Stirnbänder und Fransenkleider trugen.

Doch für Frauen bedeutete das etwas anderes.

Wenn eine Frau zwanzig wurde, ließ sie ihre Hoffnung allmählich fahren. Wurde sie zweiundzwanzig, hätte das Getuschel in der Stadt und der Kirche längst angefangen, und lange, mitleidige Blicke würden ihr zuteil. Mit fünfundzwanzig hätte sich ihr Schicksal entschieden. Sie wäre eine unverheiratete Frau, eine alte Jungfer. Man würde sagen, sie sei »sitzengeblieben«, den Kopf schütteln, bedauernd von dem Zug sprechen, der abgefahren war. Dann und wann würden die Leute nach dem Grund suchen, sich fragen, warum aus einer ganz normalen Frau aus einer guten Familie eine alte Jungfer geworden war. In Elsas Fall jedoch war der Grund hinlänglich bekannt. Die Leute mussten sie für taub halten, so wie sie sich in ihrer Gegenwart darüber unterhielten. *Die Arme. Dünn wie eine Bohnenstange. Nicht annähernd so hübsch wie ihre Schwestern.*

Hübsch sein. Das war das Problem, wie Elsa wusste. Sie war keine attraktive Frau. Sähe ein Fremder sie an einem guten Tag in ihrem schönsten Kleid, würde er sie vielleicht ansehnlich nennen, mehr nicht. Sie war von allem zu viel – zu groß, zu dünn, zu blass, zu unsicher.

Elsa war auf den Hochzeiten ihrer beiden Schwestern gewesen. Keine von ihnen hatte sie gebeten, ihre Brautjungfer zu

sein. Elsa hatte es eingesehen. Jemand wie sie, die fast eins achtzig groß war, hätte den jeweiligen Bräutigam überragt und die Hochzeitsfotos ruiniert. Und die Wolcotts legten Wert auf das Bild, das sie nach außen abgaben. Elsas Eltern war es wichtiger als alles andere.

Man musste kein Genie sein, um Elsas weiteren Lebensweg vorherzusehen. Sie würde hierbleiben, im Haus ihrer Eltern in der Rock Road. Maria, die Frau, die ihnen seit ewigen Zeiten den Haushalt führte, würde für sie sorgen. Wenn Maria sich eines Tages zur Ruhe setzte, wäre Elsa da, um sich um ihre Eltern zu kümmern. Wenn ihre Eltern eines Tages tot waren, wäre sie allein.

Und was hätte sie dann vorzuweisen? Welche Spuren hätte sie in der Zeit, die sie auf dieser Erde verbracht hatte, hinterlassen? Wer würde sich an sie erinnern, und aus welchem Grund?

Sie schloss die Augen und gewährte einem lang gehegten Wunschtraum leisen Zutritt zu ihren Gedanken. Stellte sich vor, woanders zu leben. In ihrem eigenen Haus. Sie hörte Kinderlachen. Es waren *ihre* Kinder.

Sie würde leben, statt nur zu existieren. Davon träumte sie. Von einer Welt, in der ihr Leben und ihre Entscheidungen nicht von dem rheumatischen Fieber bestimmt wurden, das sie als Vierzehnjährige gehabt hatte. Ein Leben, in dem sie Stärken an sich entdeckte, die ihr bislang verborgen geblieben waren, in dem sie nicht aufgrund ihres Äußeren beurteilt wurde.

Die Haustür flog auf, ihre Familie polterte ins Haus. Wie immer bildeten sie eine schwatzende, lachende Gruppe, angeführt von ihrem beleibten Vater, das Gesicht vom Alkohol gerötet. Charlotte und Suzanna, Elsas schöne, jüngere Schwestern, flankierten ihn wie Schwanenflügel. Ihnen folgte ihre elegante Mutter, die sich mit ihren gut aussehenden Schwiegersöhnen unterhielt.

Elsas Vater blieb stehen. »Elsa«, sagte er, »warum bist du noch auf?«

»Ich wollte mit dir reden.«

»Um diese Uhrzeit?«, fragte ihre Mutter. »Und wie erhitzt du aussiehst. Hast du Fieber?«

»Ich habe seit Jahren kein Fieber mehr, Mama. Das weißt du doch.« Elsa stand auf, knetete ihre Finger.

Jetzt, dachte sie. Sie musste es schaffen, durfte nicht wieder den Mut verlieren.

»Papa.« Sie sagte es so leise, dass man es nicht hören konnte, dann versuchte sie es erneut, diesmal lauter. »Papa.«

Er sah sie an.

»Morgen werde ich fünfundzwanzig.«

»Das ist uns bekannt«, antwortete ihre Mutter gereizt.

»Natürlich. Ich wollte nur sagen, dass ich eine Entscheidung getroffen habe.«

Es wurde still.

»Ich ... in Chicago gibt es ein College, an dem man Literatur studieren kann. Auch Frauen werden angenommen. Ich möchte mich dort einschreiben und –«

»Elsinore«, fiel ihr Vater ein. »Was willst du mit einem Studium? Du warst zu krank, um die Schule zu beenden. Die Idee ist lächerlich.«

Dazustehen und die eigenen Schwächen in so vielen Augen gespiegelt zu sehen, war nicht einfach. *Kämpfe für dich. Sei mutig.*

»Ich bin eine erwachsene Frau. Bei meiner letzten Krankheit war ich vierzehn Jahre alt. Außerdem glaube ich, dass die Diagnose des Arztes ... voreilig war. Wie auch immer, jetzt geht es mir gut. Wirklich. Ich könnte Lehrerin werden. Oder Schriftstellerin ...«

»Schriftstellerin?«, fragte ihr Vater. »Solltest du etwa ein verstecktes Talent haben, von dem wir alle nichts wissen?«

Elsa spürte, wie sie unter seinem Blick immer kleiner wurde.

»Möglicherweise«, antwortete sie kraftlos.

Ihr Vater wandte sich ihrer Mutter zu. »Bitte gib ihr ein Beruhigungsmittel.«

»Ich bin nicht hysterisch.«

Doch Elsa wusste, dass es vorbei war, dass sie diese Schlacht nicht gewinnen konnte. Sie hatte still und unsichtbar zu sein, mehr nicht. »Mir fehlt nichts.«

Sie steuerte die Treppe nach oben an, und niemand in ihrer Familie schenkte ihr noch Beachtung. Es war, als hätte sie sich in Luft aufgelöst.

Hätte sie doch nie *Zeit der Unschuld* gelesen, dachte Elsa. Was hatte man denn von all der unerfüllten Sehnsucht? Sie würde sich nie verlieben, nie ein eigenes Kind haben.

Auf dem Weg die Treppe hinauf hörte sie Musik aus dem Salon. Jemand ließ auf dem neuen Grammophon eine Schallplatte laufen.

Elsa hielt inne.

Geh wieder hinunter, setz dich zu ihnen.

Sie nahm die letzten Stufen, warf die Tür ihres Zimmers hinter sich ins Schloss und sperrte die Geräusche von unten aus. Sie wäre dort nicht willkommen.

Sie betrachtete sich im Spiegel über dem Waschtisch. Ihr schmales, blasses Gesicht mit dem spitzen Kinn wirkte, als wäre es von lieblosen Händen geformt worden. Ihr langes hellblondes Haar war so dünn, dass es sich stets elektrisch auflud und jegliches Frisieren in Wellen verweigerte. Ihre Mutter hatte ihr verboten, es modisch kurz schneiden zu lassen, und gesagt, kurz sähe es nur noch schlimmer aus. Alles an Elsa wirkte farblos und verwaschen, mit Ausnahme ihrer blauen Augen.

Elsa zündete die Gaslampe auf ihrem Nachttisch an und holte den Roman, der zu ihren größten Schätzen zählte, aus der Nachttischschublade. *Fanny Hill*.

Sie stieg ins Bett und verlor sich in der anrühigen Geschichte, wobei sie den erschreckenden, sündhaften Drang, sich zu berühren, verspürte. Beinahe hätte sie ihm nachgegeben. Die Worte lösten eine nahezu unerträgliche Qual in ihr aus, ein schmerzhaftes körperliches Sehnen.

Sie klappte das Buch zu und fühlte sich noch schlechter als zuvor. Rastlos. Unbefriedigt.

Wenn sie nicht bald etwas unternähme, irgendetwas Einschneidendes, würde ihre Zukunft nicht anders als die Gegenwart aussehen. Sie würde ihr Leben lang in diesem Haus festsitzen, Tag und Nacht von einer Krankheit bestimmt, an der sie elf Jahre zuvor gelitten hatte, ebenso wie von einem Aussehen, das sie niemals würde ändern können. Nie würde sie die aufregende Berührung eines Mannes erfahren, nie das Tröstliche eines geteilten Bettes. Sie würde nie ihr eigenes Kind in den Armen halten, nie ein eigenes Heim besitzen.





Dreizehn Jahre später: KAPITEL 6 | 1934

*E*s war so heiß, dass hin und wieder ein Vogel vom Himmel fiel und mit dumpfem Schlag auf der beinharten Erde landete. Die Hühner hockten zusammengedrängt auf dem Hof, ließen die Köpfe hängen und trugen eine Staubschicht. Die beiden Kühe, die von der Herde übrig geblieben waren, standen reglos zusammen, zu erschöpft, um sich in der Hitze zu bewegen. Ein warmer Wind strich träge über die Farm, zupfte an der leeren Wäscheleine.

An dem Zaun, der den Weg zum Farmhaus begrenzte, waren Holzlatten umgefallen. Die Schwarzpappeln waren so gut wie abgestorben und glichen Skeletten. Die ganze Farm war kaum wiederzuerkennen. Die Dürre und der Wind hatten sie zu einer Landschaft verdorrter Vegetation und Steppenläufer gemacht.

Vier Jahre der Trockenheit, gepaart mit den Folgen der Great Depression, hatten die Great Plains in die Knie gezwungen.

Doch über die Not der Menschen in dieser Gegend und die verheerenden Folgen der Trockenheit las man in den Zeitungen der großen Städte nichts, die konzentrierten sich auf das Elend der Arbeiter und Angestellten nach dem Börsenkrach im Jahr 1929, auf die über dreizehn Millionen Arbeitslosen. Auch die Regierung in Washington bot den Farmern keine Hilfe an, und diese waren ihrerseits zu stolz, um darum zu bitten. Sie wollten nicht von der Wohlfahrt leben, wünschten sich nur, dass

Regen fiel und die Samen auf ihrem Land zu keimen begannen. Und später wollten sie goldene Mais- und Weizenfelder sehen.

Im Jahr 1931 hatte das Unheil begonnen, bereits da hatte es zu wenig Niederschlag gegeben, und in den Jahren danach war es noch weniger geworden. In diesem Jahr hatte es vielleicht genug geregnet, um einen Krug Wasser zu füllen, nicht aber, um riesige Getreidefelder zu bewässern.

An einem glühend heißen Tag Ende August schirrte Elsa Milo an, einen der beiden Wallache der Martinellis, und stieg auf den Kutschbock des alten Pferdewagens. Schon als sie nach den Zügeln griff, fingen ihre Hände in den Wildlederhandschuhen an zu schwitzen und zu jucken. Geld für Benzin hatten sie nicht mehr, der Truck stand nutzlos in der Scheune, ebenso wie die Landmaschinen.

Sie zog den ehemals weißen, nun vom Staub graubraun gewordenen Strohhut tiefer in ihre sonnenverbrannte Stirn und das Halstuch über ihren Mund. Als ihr Sand in die Augen wehte, zwinkerte sie ihn fort.

Sie schnalzte, um Milo in Bewegung zu setzen, und lenkte den Wagen über den Feldweg zur Landstraße. In der heißen Luft war nur das Klappern von Milos Hufen zu hören. Die Vögel hockten stumm auf den Leitungen zwischen den Telefonmasten.

Als sie Lonesome Tree erreichte, war es kurz vor drei Uhr nachmittags. Der Ort wirkte verwaist und schien sich in der flimmernden Hitze zu ducken. Niemand war unterwegs, um einzukaufen oder sich mit anderen auf einen Schwatz zu treffen. Solche Tage gehörten, ebenso wie der Regen und die fruchtbaren Felder, der Vergangenheit an.

Das Hutgeschäft war mit Brettern vernagelt, desgleichen die Apotheke, die Kaffeebar und der Diner. Das Schicksal des Filmtheaters Rialto hing am seidenen Faden. Es gab noch eine einzige Matinee-Vorstellung in der Woche, und selbst die konnten sich nur wenige leisten.

Vor der presbyterianischen Kirche standen Menschen in abgerissener Kleidung um Essen an, jeder mit einem Löffel und einem Blechnapf ausgestattet. Die Kinder, das Gesicht sonnenverbrannt und voller Sommersprossen, waren ebenso lethargisch wie ihre Eltern.

Der einsame Baum – eine Schwarzpappel auf der Main Street –, nach dem der Ort benannt worden war, sah jedes Mal, wenn Elsa hierherkam, ein wenig mitgenommener aus und würde wohl nicht mehr lange durchhalten.

Mit ratternden Rädern fuhr sie durch den stillen Ort und passierte das Gebäude des Wohlfahrtsverbands. Es war ebenfalls verbarrikadiert, denn es gab zwar Bedürftige, aber kein Geld für sie. Der einzige Ort, an dem mehr los war als früher, war das Gefängnis, wo Herumtreiber, Landstreicher und Hobos einsaßen. Die Arztpraxis war noch geöffnet, die Bäckerei hatte zugemacht.

Bei den meisten Häusern handelte es sich um einstöckige Bauten, die mit Holzschindeln verschalt waren. In den guten, regenreichen Jahren waren sie regelmäßig gestrichen worden, nun kümmerte sich niemand mehr um sie, und die Schindeln wurden grau.

Elsa brachte Milo zum Halt. Das Pferd schüttelte die Mähne und schnaubte leise. Die Hitze war auch ihm zu viel.

Den Saloon mit dem Namen »Silo« gab es nach wie vor, ein niedriges, lang gestrecktes Gebäude mit zwei Fenstern zur Straße. Eines der Fenster war vor einem Jahr bei einer Schlägerei Betrunkener zu Bruch gegangen und durch ein Stück Pappe ersetzt worden. Der Saloon war 1880 für die Cowboys der unermesslich großen XIT-Ranch an der Grenze zu New Mexico eröffnet und vierzig Jahre später, mit Beginn der Prohibition, wieder geschlossen worden. Im vergangenen Jahr war die Prohibition beendet worden, und der Saloon hatte wieder aufgemacht, doch nun gab es kaum noch jemanden, der Geld übrig hatte, um ein Bier trinken zu gehen; die XIT-Ranch

existierte nicht mehr, die Cowboys waren zum großen Teil weitergezogen.

Elsa band Milo an der Pferdestange vor dem Saloon an und strich ihr verschwitztes Kleid glatt. Sie hatte es sich aus alten Mehlsäcken genäht. Die meisten Frauen fertigten ihre Kleidungsstücke inzwischen aus Mehl- oder Getreidesäcken, die Hersteller hatten bereits begonnen, ihre Säcke mit Blumenmustern zu bedrucken. Es war zwar nichts Besonderes, doch die Frauen waren für alles dankbar, was sie in diesen schweren Zeiten schmückte.

Einst hatte Elsas Kleid richtig gesessen, doch da es so wenig zu essen gab, war sie noch dünner geworden, und das Kleid fiel lose über ihre Brüste und Hüften.

Bevor Elsa das Silo betrat, vergewisserte sie sich, dass es bis oben hin zugeknöpft war. Dabei ging ihr durch den Sinn, wie albern es war, dass es ihr als erwachsener Frau von achtunddreißig Jahren und Mutter zweier Kinder noch immer schwerfiel, allein ein Lokal zu betreten. Sie stellte sich vor, wie sehr ihre Eltern es missbilligt hätten. Sonderbarerweise hatten sie noch immer Macht über sie und ihr Selbstbild, obwohl sie sich seit Jahren nicht mehr begegnet waren.

Elsa straffte die Schultern und öffnete die Tür. Der schmale, lang gezogene Gastraum war heruntergekommen wie der ganze Ort, die Luft verraucht, es roch nach Schnaps und Schweiß. Die Theke aus Mahagoni war von den Ellbogen der Männer, die hier getrunken hatten, blank poliert, die Polsterung der Barhocker rissig und teilweise aufgeplatzt. Die meisten Hocker waren unbesetzt.

Auf einem saß Raf, vor sich ein leeres Schnapsglas. Er hatte die Ellbogen aufgestützt und den Kopf sinken lassen, das nach vorn fallende Haar verbarg sein Gesicht. Seine geflickte Arbeitshose war verblichen, das Hemd aus hellbraunem Sackleinen genäht. Zwischen zwei schmutzigen Fingern verglühte eine selbst gedrehte Zigarette.

An einem Tisch hinten im Raum lachte ein alter Mann in sich hinein. Mit der schleppenden Stimme eines Betrunknen sagte er: »Aufgepasst, Raf, der Sheriff ist da.«

Der Barmann legte sich sein schmutziges Trockentuch über die Schulter. »Tag, Elsa. Bist du gekommen, um seine Rechnung zu begleichen?«

Großartig, dachte Elsa. Sie hatten kein Geld, um den Kindern neue Schuhe zu kaufen, und ihr Mann trank auf Kredit.

Unter dem mitleidigen Blick des Barmanns fühlte sie sich in ihrem unförmigen Kleid und den ausgetretenen Schuhen, die ihre großen Füße noch größer machten, als sie ohnehin schon waren, noch reizloser als sonst.

Sie legte ihrem Mann eine Hand auf die Schulter, vorsichtig, als wäre er ein schreckhaftes Fohlen. »Raf«, sagte sie sanft.

Er stieß einen schweren Seufzer aus. »Eigentlich wollte ich nur ein Glas trinken.«

Elsa konnte nicht mehr zählen, wie oft sie von ihm schon Sätze gehört hatte, die mit *Eigentlich wollte ich nur* begannen.

Sie erinnerte sich an die ersten Jahre ihrer Ehe, als er sich noch Mühe gegeben hatte. Da hatte er versucht, sie zu lieben und sich mit seinem Leben auf der Farm abzufinden. Doch die Dürrejahre hatten ihn ausgelaugt, ebenso wie das Land. Er hatte aufgehört, Zukunftspläne zu schmieden. Vor drei Jahren hatten sie einen kleinen Sohn begraben müssen. Raf hatte seinen toten Jungen betrauert, aber es war nicht dieser Verlust gewesen, der ihn hatte zerbrechen lassen. Das hatten erst das ausgedorrte, staubbedeckte Land und die Armut geschafft.

»Dein Vater sucht dich. Du sollst ihm helfen, Herbstkartoffeln zu setzen.«

Raf zuckte mit den Schultern.

»Die Kinder sollten wenigstens Kartoffeln zu essen haben.«

Er drehte den Kopf zu ihr herum. »Meinst du, das weiß ich nicht?«

Du hast hier gesessen und den letzten Rest Geld vertrunken, woher soll ich wissen, was du weißt, dachte sie. Laut wagte sie es nicht zu sagen.

»Meinst du, mir ist nicht klar, dass ich ein schlechter Vater bin? Und ein noch schlechterer Ehemann? Ich frage mich, warum du überhaupt bei mir bleibst.«

Weil ich dich liebe.

Sein Blick tat ihr weh. Sie liebte ihn mit der gleichen Inbrunst wie ihre Kinder, seine Eltern und das Land, das ihnen gehörte. Dass sie so sehr lieben konnte, hatte sie vor ihrer Ehe nicht gewusst. Doch die Gefühle, die sie Raf entgegenbrachte, wagte sie ihm nicht zu zeigen, aus Angst, sie könnten ihm lästig sein. Nur manchmal, wenn er gar nicht in ihr Bett kam, sagte sie sich, dass sie eigentlich etwas Besseres verdient hatte und es wahrscheinlich sogar bekäme, wenn sie sich überwinden könnte, danach zu verlangen. Doch das tat sie nicht, zu tief saßen die vielen abfälligen Bemerkungen ihrer Eltern.

»Okay, fahr mich nach Hause«, sagte Raf mürrisch. »Ich kann es kaum erwarten, im Dreck zu wühlen und Kartoffeln zu setzen, aus denen ohne Regen nichts wird.«

Auf dem Weg hinaus musste sie ihn stützen und ihm draußen auf den Kutschbock des Pferdewagens helfen.

Sie nahm neben ihm Platz, schlug mit den Zügeln auf Milos Hinterteil. Mit müde gesenktem Kopf trottete das Pferd durch den Ort, vorüber an den verbarrikadierten Geschäften und dem verlassenen Clubhaus, wo sich früher die Rotarier und Kiwanis getroffen hatten.

Raf lehnte sich an Elsas Schulter und legte die Hand auf ihren Schenkel. »Tut mir leid«, sagte er zerknirscht.

»Schon gut«, antwortete Elsa. Solange er bei ihr blieb, würde sie ihm alles verzeihen; ihre Furcht, ihn zu verlieren, war zu groß, um ihm Vorwürfe zu machen, auch wenn es Tage gab, an denen sie nicht wusste, ob von seinen Gefühlen für sie überhaupt noch etwas übrig war.

Das fragte sie sich mittlerweile auch bei ihrer Tochter.

Seit Loreda zwölf geworden war, hatte sie sich verändert. Die Zeiten, in denen sie zusammen mit Elsa im Garten gearbeitet hatte, waren vorbei, ebenso die Abende, an denen sie gemeinsam gelesen und über den düsteren Charakter von Heathcliff und die innere Stärke von Jane Eyre diskutiert hatten.

Zwar hatte das Mädchen von jeher mehr an Raf gehangen, trotzdem war in ihrem Herzen Platz für Elsa gewesen. Genau wie für ihre Großeltern. Loreda war ein fröhliches Kind gewesen, unbeschwert und stets verspielt. Jahrelang hatte sie nur einschlafen können, wenn Elsa sich zu ihr legte und sie streichelte.

All das war vorbei.

Elsa litt unter der Distanz, die zwischen ihr und ihrer Tochter entstanden war, hatte jedoch keine Ahnung, wie sie sie überbrücken konnte. In der ersten Zeit hatte sie noch versucht, einen Grund für Loredas Kälte und ihre Aggressionen zu finden. Als es ihr nicht gelang, beschloss sie, ihrer Tochter mit Nachsicht zu begegnen. Doch allmählich spürte sie, wie die fortwährenden Anfeindungen sie mürbemachten und alte Unsicherheiten weckten. Ebenso wie früher in ihrem Elternhaus begann sie, sich zurückzuziehen, und sagte sich, dass vielleicht auch Loreda die Makel aufgefallen sein mochten, die Elsas Eltern einst an ihr entdeckt hatten.

Dennoch betete sie, dass sowohl ihr Mann als auch ihre Tochter eines Tages erkannten, wie groß Elsas Liebe für sie war, und sie dieses Gefühl erwiderten. Bis dahin würde sie warten, nichts fordern, niemanden drängen, da der Preis dafür zu hoch sein könnte.

Denn etwas hatte sie nicht gewusst, bis sie geheiratet hatte und Mutter geworden war: Es war nur möglich, ohne Liebe zu leben, wenn man sie nie gekannt hatte.





KAPITEL 7

Auch im September ließ die Hitze nicht nach. Selbst am Morgen brannte die Sonne schon gnadenlos.

Elsa schrubhte den Linoleumboden in der Küche. Sie war bereits seit Stunden auf den Beinen, da sie ihre Arbeit lieber am frühen Morgen oder am Abend verrichtete, wenn es weniger heiß war.

Sie hörte etwas rascheln und blickte sich um. Eine Tarnette, der Körper groß wie ein Apfel, krabbelte über den Boden. Elsa scheuchte sie mit dem Schrubber aus dem Haus. Sollte die Spinne ruhig in der Hitze umkommen. Elsa fehlte die Kraft, sie mit dem Fuß totzutreten und aufzuwischen. Sie hatte für Essen und Trinken zu sorgen, für alles andere brachte sie kaum noch Energie auf.

In diesen Zeiten mussten sie alles sparsam dosieren, Wasser und Nahrung ebenso wie Gefühle, wobei die Gefühle im Zaum zu halten am schwierigsten war.

Elsa wusste, dass Raf und Loreda mit ihrem Leben unzufrieden waren. Auch die anderen in der Familie waren nicht glücklich – wie auch? –, doch Tony, Rose und sie selbst zählten zu den Menschen, die erfahren hatten, wie hart das Leben sein konnte und dass man zäh sein musste, wollte man überleben. Elsas Schwiegereltern waren als Antonio und Rosalba aus Sizilien gekommen und hatten Knochenarbeit geleistet, bis sie sich niederlassen konnten und zu Tony und Rose geworden waren. Zu

Amerikanern. Sie würden eher vor Hunger und Durst sterben, als ihr Land aufzugeben. Elsa konnte es ihnen nachempfinden.

In den vergangenen dreizehn Jahren hatte sie das Land und die Farm lieben gelernt, mehr, als sie es jemals für möglich gehalten hatte. In den guten Jahren hatte sie sich auf den Frühling gefreut, zugesehen, wie die Obstbäume ausschlugen und das, was sie gesät hatte, im Garten zu sprießen begann. Der Herbst war die Zeit gewesen, in der sie voller Stolz die Früchte ihrer Arbeit betrachtet hatte, die Gläser mit eingelegtem Gemüse und Obst auf den Regalen in ihrem Erdkeller – Tomaten, Pfirsiche, nach Zimt duftende Äpfel. Von der Decke hingen dicke Rollen gewürzter Pancetta und schwere, gepökelte Schinken. Die Kisten waren voller Kartoffeln, Zwiebeln und Knoblauch.

Die Martinellis hatten sie in ihre Familie aufgenommen, und dafür dankte Elsa ihnen, indem sie ihnen und dem Leben, was sie führten, ihre Liebe schenkte.

Doch je mehr Elsa Teil der Familie wurde, desto weniger schien Raf zu ihnen zu gehören. Zwar war er seit Jahren unglücklich, doch nun färbte seine Unzufriedenheit auf Loreda ab. Es war nicht einmal verwunderlich, wie hätte ein junges Mädchen sich Rafs Einfluss entziehen können, seinem Lächeln, so selten es auch geworden war, das noch immer einen Raum zum Leuchten bringen konnte. Nicht nur von seinen Wunschräumen erzählte er Loreda, er gab auch seinen Verdruss an sie weiter, dass aus ihnen nichts geworden war. Elsa wusste, dass Raf sich bei Loreda über sein Leben beklagte und von Dingen sprach, die er bei seinen Eltern und Elsa niemals zu äußern gewagt hätte. Aber wenigstens liebte er seine Tochter, hatte es von der ersten Minute an getan.

Nach der Küche schrubbte Elsa die Fußböden im ganzen Haus und wischte den Staub von Möbeln und Fensterbänken. Anschließend trug sie die Teppichläufer nach draußen, hängte sie über eine Stange und klopfte den Schmutz mit einem Stock heraus.

Plötzlich kam Wind auf und bauschte ihren Rock. Elsa hielt inne und spürte, wie ihr der Schweiß übers Gesicht lief und sich zwischen ihren Brüsten sammelte. Sie beschirmte ihre Augen mit der Hand und blickte zum Himmel, der sich in einem schmutzigen Gelb eingefärbt hatte und bis zum Horizont verschleiert war.

Sie schob ihren Sonnenhut zurück.

Ein Staubsturm. Eine weitere Plage, die mit der Dürre einherging.

Langsam verdunkelte sich der Himmel, wurde rotbraun. Der Wind nahm zu, kam nun von Süden und fegte über die Farm.

Eine Kugeldistel schlug Elsa ins Gesicht und ritzte ihre Haut auf. Ein Steppenläufer wirbelte über die Erde, während sich am Hühnerstall ein Brett löste und gegen das Haus geweht wurde.

Raf und Tony stürzten aus der Scheune.

Elsa zog ihr Halstuch über Nase und Mund.

Die Kühe muhten aufgebracht, stießen aneinander und stellten sich mit ihren knöchigen Hinterteilen in den Wind. In der statisch aufgeladenen Luft hoben sich ihre Schwänze. Eine Vogelschar, die dem Sturm entkommen wollte, flog krächzend und wild flatternd über sie hinweg.

Raf wurde der Hut vom Kopf gerissen. Er rollte bis zum Zaun, wo er vom Stacheldraht aufgehalten wurde. »Geh ins Haus«, rief er Elsa zu. »Ich kümmere mich um die Tiere.«

»Was ist mit den Kindern?«, fragte Elsa.

»Geh ins Haus, Mrs. Buslik weiß, was sie zu tun hat.«

Ihre Kinder. Mitten im Staubsturm.

Der Wind begann zu heulen, prallte gegen sie und peitschte den Staub der trockenen Felder in gigantischen Wolken vor sich her. Gebückt stemmte Elsa sich ihm entgegen und kämpfte sich zurück zum Haus.

Sie nahm die Stufen zur Veranda, hörte Staub und Sand unter ihren Füßen knirschen. Als sie den Griff der Haustür um-

fasste, war der so stark elektrisch aufgeladen, dass es sie umwarf. Einen Moment lang lag sie benommen da und rang nach Luft.

Die Tür öffnete sich.

Rose hob Elsa hoch und zog sie ins Haus, wo Fenster und Türen klapperten.

Sie liefen von einem Fenster zum anderen, dichteten die Ritzen mit Zeitungspapier und Tüchern ab. Trotzdem kam der Staub herein, drang noch durch die feinsten Risse von Fensterrahmen und Wänden, rieselte durch das Dach und die Zimmerdecken. Die Kerzen auf Roses Altar wurden ausgeblasen. Tausendfüßler krochen aus den Wänden hervor, Hunderte von ihnen, schlitterten über den Boden, auf der Suche nach einem Versteck.

Dann donnerte ein Windstoß gegen das Haus, mit einer Stärke, dass die Wände bebten und man glauben konnte, beim nächsten Mal würde er das Dach mitnehmen.

Und der Lärm.

Es klang, als käme eine Lokomotive auf sie zu, ratternd und mit kreischendem Getriebe.

Die Haustür öffnete sich, und Raf und Tony stolperten ins Haus. Tony knallte die Tür hinter sich zu und schob den Riegel vor. Im Wohnzimmer fiel ein Kruzifix zu Boden.

Elsa lehnte sich gegen eine Wand.

Sie hörte Roses zittrige Stimme. Ihre Schwiegermutter betete.

Elsa fing Rafs Blick auf und las seine Gedanken. Ebenso wie sie fragte er sich, was gewesen wäre, wenn ihre Kinder draußen auf den Feldern gespielt hätten. Dieser Staubsturm war wie aus dem Nichts gekommen, und nun umhüllte er alles und gebärdete sich, als wolle er die ganze Farm mit sich reißen. Und nichts konnte ihn aufhalten, die verdorrte Vegetation hatte keine Wurzeln mehr, um die Erde festzuhalten.

»Den Kindern wird nichts geschehen«, sagte Raf so laut, dass er den Wind übertönte.

»Woher willst du das wissen?«, rief Elsa und sah die Furcht in seinen Augen.

